

Cavaco, verschrieb ich mich erneut mit Haut und Haaren meinem Rosarium. Es gab zauberhafte Überraschungen in einem großen Rosensaatbeet, in dem Tausende von Sämlingen in ihren ersten Blüten standen. Unter ihnen gab es so manches vielversprechende und ungewöhnliche Exemplar. Es lässt sich kaum beschreiben, mit welcher Intensität, Begierde und Erwartung ich auf die kleinen Erstlingsblüten schaute.

Zwei Jahre später fuhr ich wieder einmal zu den Kindern nach Deutschland. Dort hörten wir am 25. April 1974 überrascht, dass in Portugal eine Revolution ausgebrochen sei. Wir horchten auf. Besonders Gerd schaute nachdenklich zu mir. Es war zu der Zeit weder abzusehen noch vorstellbar, welche Konsequenzen diese Revolution nach sich ziehen würde.

Ich wollte mich davon jedoch nicht aufhalten lassen und fuhr zurück. Auf Cavaco nahm das Leben zunächst noch seinen normalen Verlauf. Aber was Angolas Zukunft betraf, zogen am Horizont bereits recht dunkle Wolken auf. Das Land sollte unabhängig werden. Damit waren die meisten Europäer auch einverstanden, sie strebten es schon lange an, wenn auch illegal. Nun aber hörte man ständig von blutigen Zusammenstößen unter den rivalisierenden schwarzen Bewegungen, von denen es drei gab: die FNLA, die UNITA und die MPLA.

Es sah zunächst so aus, als würde es nur einen Machtwechsel geben, bei dem die Weißen im Lande bleiben sollten. Besonders der UNITA-Führer Dr. Jonas Savimbi betonte bei jeder Ansprache, dass Angola seit Jahrhunderten allen gehörte und auch in Zukunft allen gehören sollte, es sei wahrlich groß genug, auf dass alle und noch viel mehr darin Platz fänden. Die Europäer seien nicht nur notwendig, sondern auch erwünscht. Aus diesen Worten sprachen nicht nur Klugheit und Weitsicht, sie richteten sich vor allem gegen jeden Rassismus, der mehr und mehr zu einer afrikanischen Krankheit wurde, die überall, wo sie ausbrach, Hunger, Elend und Tod nach sich zog.

Zunächst glaubte also jeder an eine Koalitionsregierung, an der auch die weißen Angolaner beteiligt werden würden, und an einen multirassischen Staat, in dem es auch in Zukunft keinen Rassismus geben würde und jeder sich als freier Angolaner fühlen konnte, ganz gleich welcher Hautfarbe er angehörte.

Inzwischen gab es Sommerferien in Deutschland. Nene verspürte Heimweh und wollte nach Angola kommen. Kaliki hatte in diesem Jahr andere Urlaubspläne.

Zwei Tage nach Nenes Ankunft lag unsere Boxerhündin Lady vergiftet auf dem Hof. Sie war ein Zuchttier mit Stammbaum, das Mutter seinerzeit aus Amerika mitgebracht hatte. Stets war sie mir wie ein Schatten gefolgt.

In der gleichen Nacht geschah etwas Merkwürdiges. Wir hatten kaum die Lichter im Haus ausgeschaltet und waren zu Bett gegangen, als der Strom ausfiel. Cavaco war plötzlich in Finsternis gehüllt. Aus Sicherheitsgründen waren jede Nacht alle Veranden und die Fabrik erleuchtet. Nene, die zu der Zeit schon den Führerschein besaß, kam sofort mit der Taschenlampe zu mir, und während sie sich hastig den Morgenrock überzog, sagte sie: »Mama, nimm die Pistole und schieß jeden nieder, der sich dir zu nähern versucht.« Damit war sie schon aus der Tür, lief zum Wagen und fuhr zu Eduardos. »Mein Gott«, dachte ich, »ist das nicht zu leichtsinnig, in einem solchen Moment aus dem Haus zu laufen?« Es gehörte wahrlich viel Mut dazu, bei allem, was man jetzt zunehmend an grauenvollen Geschichten hörte. Bald kam Nene zurück und fuhr den Wagen so vor das Motorhaus, dass es beleuchtet wurde. Eduardo stieg aus, begab sich im Schlafanzug zum Motor und versuchte, ihn anzuwerfen. Vom Haus aus konnte ich alles beobachten. Endlich kam Nene herüber, löste mich bei der Hauswache ab, und ich begab mich zum Motor. Floripes saß ebenfalls im Wagen. Eduardo war schon völlig aus der Puste. Es gehörte viel Kraft dazu, die schweren Schwungräder durchzudrehen und sie auf eine bestimmte Geschwindigkeit zu bringen, bevor man den Einschalthebel betätigen durfte. Er war verzweifelt und meinte, dass er das nicht verstehen könne, weil er gerade an diesem Morgen sämtliche Ventile gesäubert habe. Es gäbe doch gar keinen Grund dafür, dass der Motor nicht anspringe. Nun fragte ich, wie weit die Bananen im Ofen seien. Und Eduardo erwiderte, dass keine Schimmelgefahr mehr bestehe, sie sollten morgen abgepackt werden. »Dann lasst uns wieder zu Bett gehen und morgen bei Tageslicht nachsehen, was mit dem Motor los ist«, sagte ich und fuhr die beiden treuen Seelen zu ihrem Haus zurück.

In dieser Nacht habe ich kein Auge mehr zugetan. Hin und wieder leuchtete ich mit der stärksten Taschenlampe den Hof ab, aus Angst, im Schlaf von einem Überfall überrascht zu werden.

Recht düstere Gedanken gingen mir in diesen schlaflosen Stunden durch den Kopf. Mit einer so schnellen Wendung zum Schlechten hatte keiner gerechnet. Nenes Ferienaufenthalt in Angola war nicht mehr zu verantworten. Sie musste das Land wieder verlassen, und zwar so schnell wie möglich. Zu diesem Entschluss war ich in dieser Nacht gekommen, wenn mir auch aus tiefster Seele davor graute, dann wieder allein auf Cavaco in dem großen, leeren Haus zu sein.

Es dämmerte noch, als Eduardo heraufkam und sich am Motor zu schaffen machte. Er fand keine Ruhe, solange der Fehler nicht gefunden war. In alles, was er tat, setzte er stets seinen ganzen Ehrgeiz. Seine Frau und er liebten Cavaco wie wir und waren stolz darauf.

Endlich sprang der Motor an und alle Lichter flammten auf. Eduardo kam zu mir herüber und sagte: »Jemand hat die Gasölzufuhr abgedreht, es muss einer von unseren Leuten gewesen sein, oder jemand der wusste, wo sich der Hahn befindet.« Der zweihundert Liter fassende Gasöltank war aus Platzmangel an der hinteren Außenseite des Motorhauses angebracht worden und mit einem Zulaufrohr durch die Wand mit dem Motor verbunden. An diesem Rohr gab es einen Hahn, durch den man die Gasölzufuhr auf- oder abdrehen konnte.

Wieder spürte ich drückend, dass Nene nicht länger bleiben durfte. Noch am gleichen Tag fuhr ich nach Benguela, um ihren Flug zu buchen. Der Andrang bei den Reisebüros war bereits so groß, dass es mich einen ganzen Tag gekostet hätte, wenn ich mich der endlosen Menschenmenge hätte anschließen müssen. Ob Weiß, Schwarz oder Braun, massenhaft verließen sie jetzt Angola, hastig, wie man ein sinkendes Schiff verlassen würde. Ja, auch die Schwarzen, vor allem die Gebildeten, flohen vor dem, was in Aussicht stand.

Eine der Damen im Reisebüro kannte ich gut. Es war Noemia, meine frühere Schulkameradin aus der Liga-Schule. Sie gehörte zu meinen Blumenkunden und war eine große Rosenliebhaberin. Ich fuhr zur Post, rief von dort das Büro an, und ließ mich mit ihr verbinden. Nachdem sie mein Anliegen vernommen hatte, sagte sie: »Ich werde alles tun, um deine Tochter noch dazwischenzuschieben, aber vor vier Wochen ist es aussichtslos, noch einen Platz zu bekommen.« – »Meine Güte, was kann in vier Wochen noch alles passieren«, dachte ich mit großer Beklemmung, denn die Situa-

tion in Angola verschlechterte sich nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde.

Nach der Revolution in Portugal und der damit in Aussicht stehenden Unabhängigkeit Angolas hatte keiner daran gedacht, das Land zu verlassen. Warum sollte man in einem freien Angola nicht genauso gut leben können? Hatte man denn nicht in all den Jahren ein gutes Verhältnis zu den Einheimischen aufgebaut? Nein, es dachte keiner daran, Angola zu verlassen. Jetzt aber war es plötzlich anders. Jetzt dachten alle zugleich daran, da plötzlich ein Gerücht wie ein Lauffeuer durchs Land ging, wonach der UNITA-Führer Savimbi bei einer Versammlung mit seinen Landsleuten in der einheimischen Umbundu-Sprache gesagt haben soll: »Hat man vor, einen Hasen zu schlachten, darf man ihn nicht vorher verscheuchen.« Savimbi hatte bisher ständig an die Weißen appelliert, sie sollten das Land nicht verlassen, es solle weiterhin ein Nebeneinander und Füreinander geben wie bisher. Alle weißen Nicht-Kommunisten, und das waren die überwiegende Mehrheit, sympathisierten mit der UNITA. War es nur ein Gerücht, dass von der Gegenpartei aufgebracht worden war, oder hatte Savimbi das wirklich gesagt? Wie auch immer, es wollte doch keiner riskieren, als Hase geschlachtet zu werden.

Ganz überraschend bekamen wir von Noemia durch einen Boten Bescheid, dass es am Mittwoch für Nene einen Flug gäbe. Die Menschen, die diese Plätze gebucht hatten, seien umgebracht worden, sie seien lebendig durch Kreissägen gedreht worden. Mir wurde brechübel und kalter Schweiß brach mir aus.

Nenes Abflug löste eine derartige Depression in mir aus, dass mich nicht einmal mehr das Rosarium zu trösten vermochte. Teilnahmslos ging ich darin einher. Nur eine Frage ging mir fortwährend durch den Sinn: Würde auch für mich der Abschied von Angola unvermeidbar werden? Die Ribeiros waren längst nach Portugal zurückgekehrt. Sie sagten schon vor Monaten, als sie ihre Ferien in Baia-Azul verlebten, ich solle daran denken, rechtzeitig meine Zelte abzubrechen. Es sei besser, das Land in Ruhe zu verlassen, so schwer es auch fallen möge, als eventuell totgeschlagen zu werden. »Ihr seid unverbesserliche Pessimisten«, hatte ich aufgebracht gerufen, und mich verbissen gegen solche Gedanken gewehrt.

Laufend wurden nun von den verschiedenen Parteien Versammlungen abgehalten, einige zur Aufklärung, andere zur Aufhetzung. Auf jede Pflan-